



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

a/D.: Ein Wort aus und an Italien.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Wort aus und an Italien.

Wie wenig tröstlich es im Allgemeinen mit der politischen Einsicht im Lande der sogenannten sechsten Großmacht aussteht, ist durch einen Florentiner Originalbericht in diesen Blättern neulich (Nr. 37) überzeugend dargestellt worden. Auch wir hatten, als wir vor vierzehn Tagen (Nr. 38) die Hoffnung äußerten, Mommsen's aufklärende, mahnende und warnende Stimme möchte unseren Freunden im Süden zu Herzen dringen, insgeheim wenig Zuversicht, daß dies alsbald geschehen werde. Um so erfreulicher war uns, in dem „Diritto“, dem nationalgesinnten Blatte der Florentiner Demokratie, vom 12. und 13. September unter der Ueberschrift: „La pace“ eine Antwort auf Mommsen's gleichnamigen Brief zu lesen, die, so eigenthümlich italienisch auch stellenweise ihre Rhetorik sein möge, dabei doch eine Würdigung unserer deutschen Art und unserer Ziele gegenüber denen unserer Feinde von so seltener Klarheit und Unbefangtheit des Urtheils enthält, daß es unbillig wäre, sie jenseits der Berge verhallen zu lassen. Der Verfasser dieser Mißposta wiederholt die schlagende Beweisführung Mommsen's, warum das neue Deutschland keine Gefahr für die Ruhe Europas in sich schließe, und fährt dann fort:

„Es ist unmöglich, das Gewicht dieser Gründe, dieser Thatsachen zu verkennen, und wir räumen von ganzem Herzen ein, wir wüßten nicht, was sich darauf entgegen ließe. Als bald nach dem Ausbruche des Krieges schrieben wir: „Europa hat als eine weit schrecklichere Gefahr die siegreiche Uebermacht des centralisirten, herrschsüchtigen, katholischen und jakobinischen Frankreichs zu befürchten, als die des bündnerischen und decentralisirten Deutschlands mit seinen offenbaren Tendenzen zu liberaler Demokratie. Frankreich vertritt heut in Europa die Bestrebungen des lateinischen Universalismus, dem zum Heile der Civilisation der germanische Particularismus widerstanden hat und noch widersteht. Die Siege Frankreichs gaben uns einen argwöhnischen, unduldsamen, freiheitsfeindlichen Herrn, Deutschlands Siege verschaffen uns einen sicheren Bundesgenossen. Weit glänzender ohne Zweifel, aber mit gleich überzeugender Kraft wiederholt Mommsen dieselbe Wahrheit, welche wir aus der Geschichte, aus dem Studium der Interessen, aus der Beobachtung der natürlichen Tendenzen der verschiedenen Nationen gewonnen hatten.“

In der That, wenn Deutschland jetzt die Führung der europäischen Civilisation übernommen hat, so verdankt es diese Stellung nicht seinen Waffen allein, denn die Waffen haben seiner Ueberlegenheit nur die Krone aufgesetzt; nein, es verdankt sie seinen geistigen, sittlichen und industriellen Fortschritten, es verdankt sie der Beharrlichkeit seiner Anstrengungen, die seine Bestrebungen zu realem Ziele geführt hat. Sieger bei Sadowa und Sedan war — es ist oft gesagt worden und wir wiederholen es gern — die Schule, war das geistig erleuchtete sittliche Bewußtsein, war das feste Gefüge einer ganzen Nation, die einmüthig handelt und weiß, was sie will.

Die deutsche Führung in Europa heut in Abrede zu stellen wäre kindisch, aber  
Grenzboten IV. 1870.

bedeutet diese Führung ein bedrohliches Uebergewicht? Sicherlich nein! Die Führung ist die natürliche, berechtigte, unabweisliche Folge der Ueberlegenheit.

Wo ist heut ein Zweig des sittlichen, staatlichen, geistigen oder wirthschaftlichen Lebens, in dem die Völker des europäischen Festlandes sich Deutschland überlegen, ja auch nur gewachsen nennen könnten? Ein flüchtiger Blick über die politischen Theilungen der Karte von Europa genügt, und eine schmerzliche und demüthigende Antwort darauf zu geben. Wie tief Frankreich verhältnißmäßig steht, lehrt der Augenschein: von Oestreich reden wir gar nicht, noch weniger von Rußland und Spanien. Bleibt Italien. Kann Italien den Anspruch erheben, mit Deutschland in die Schranken zu treten?

Lassen wir die kindischen Prahlereien bei Seite und erkennen die bittere Wirklichkeit! Im freimüthigen Bekenntniß der eigenen Mängel, der eigenen tiefen Stellung liegt für ein Volk wie das unsere das einzige Mittel, uns einen heilsamen Stachel empfinden zu lassen, der uns ansporne, zur alten Größe wieder emporzusteigen und mit Deutschland zu wetteifern, um mit ihm dereinst die geistige und politische Führung der modernen Welt zu theilen.

Victor Hugo hat in seiner ruhmredigen, declamatorischen Ansprache an die Deutschen gesagt, es gebe nur zwei Nationen in Europa: Frankreich und Deutschland. Ein recht bescheidenes Compliment für die Völker, denen er das Dasein abstreitet! An uns ist es, wenigstens was Italien betrifft, zu zeigen, daß der berühmte Dichter sich täuscht. Aber wird da ein Protest genügen? Wird es genügen, zur Rechtfertigung ein zweibändiges Buch zu schreiben: „Der sittliche und politische Primat der Italiener?“ Unsern Landsleuten wird die Antwort hierauf nicht schwer fallen.

Immerhin, die deutsche Hegemonie ist eine Thatsache, die gefallen oder mißfallen kann, aber sie ist eine Thatsache, die man erkennen, die man hinnehmen muß. Die Nationen, denen sie widerwärtig ist, haben nur ein einziges Mittel, um sie hinwegzulöschen: sie müssen Deutschland auf dem Wege der Civilisation und vornehmlich auf dem der Freiheit überholen. Und das wird keine leichte Arbeit sein.

Man begegnet in Italien den seltsamsten Vorstellungen über Deutschland und besonders über Preußen. Für viele ist dies ein centralisirter, feudaler, absolutistischer Militärstaat. Nun weiß aber, wer diesen Staat kennt, daß von dem allen das gerade Gegentheil die Wahrheit ist. Es ist jetzt nicht der Augenblick die preussischen Institutionen im Einzelnen zu prüfen, das wird die Aufgabe ruhigerer Tage sein; soviel indeß können wir sagen, ohne Furcht, man werde uns der Unwahrheit zeihen, daß das preussische System in Verwaltung, Wirthschaft, Unterrichts- und Heerwesen das breiteste und liberalste in Europa ist, wobei man England und die Schweiz ausnehmen mag, und daß unser eigenes, ehe man es mit dem preussischen vergleichen kann, einer tiefgreifenden und allseitigen Neuschöpfung bedarf.

Somit hat von Deutschland jetzt Europa und vorzugsweise Italien viel zu lernen, viel zu gewinnen, nichts zu fürchten. Hierin stimmen wir völlig mit Professor Mommsen überein. Wir freuen uns, was Italien und dessen Interessen angeht, in seinen Worten eine beredete Bestätigung dessen zu erblicken, was wir beständig als unsere Ansicht aufrecht erhalten, daß eine völlige Harmonie zwischen beiden Nationen walten müsse.“

Es geschieht wahrlich nicht aus nationaler Eitelkeit, daß wir diesen anerkennenden Worten vom Arno auch in Deutschland Eingang zu verschaffen wünschen. Wir kennen neben unseren Vorzügen auch unsere Schwächen, manchen Superlativ des italienischen Lobes werden wir lächelnd abweisen dürfen; daß in unserem Unterrichtswesen ein so weitherziger Liberalismus herrsche, hören wir, den mancherlei kleinen Aerger der letzten Jahre im Gedächtniß, nicht ohne ein Gefühl der Verwunderung. Allein auch hierin hat der Italiener Recht, denn er denkt dabei offenbar an die ruhige Tiefe unserer altbegründeten Zustände, nicht an den ohnmächtigen Hauch wechselnder Ministerlaunen, der nur momentan die äußerste Oberfläche unseres Schulwesens leicht kräuselnd zu bewegen vermag. In der Hauptsache ist das Urtheil des *Diritto* vollkommen zutreffend, und eben das freut uns wahrzunehmen, daß man drüben, ganz anders als in Frankreich, endlich einmal bescheiden an die Brust schlägt, daß dort eine Ahnung aufzudämmern beginnt, welcher harten, entsagenden, unermüdlischen Arbeit von Generationen in unserem Staate es bedurft habe, um uns dahin zu bringen, wo wir heute stehen, daß das eiserne Standbild unserer Größe, von dem nun plötzlich vor den staunenden Augen Europas die Hülle herabgesunken ist, nicht über Nacht vom Himmel niedergefallen ist, sondern daß Millionen fleißiger Hände seit Jahren in der Stille sich abgemüht haben, es zu schaffen und aufzurichten. Denn das gerade ist für uns, die wir Italien lieben, das beängstigende, daß dies Land in den letzten zwölf Jahren in so unerhörtem Maße „der Götter Gunst erfahren“ hat, daß unsere Freunde fort und fort in die Scheuern sammeln dürfen, was sie nicht gesäet und kaum selber geerntet haben. Mailand, Florenz, Bologna, Neapel, Venedig und nun gar Rom, all ihre Wünsche sind ihnen in den Schooß gefallen. Dem einzelnen Menschen gestattet wohl bisweilen das Schicksal in erhabener Geringschätzung auf die kurze Dauer seines Lebens ein müheloses Glück; für Völkergeschicke aber hat die fromme Furcht des Griechen vor dem Neide der Götter ihre ernste Berechtigung. Es ist für die Italiener die höchste Zeit, das Opfer des Polykrates zu bringen, sie müssen in sich gehen und an sich arbeiten lernen, sie müssen endlich verdienen, was sie gewonnen haben.

Es macht einen trüben Eindruck, in denselben Nummern des *Diritto* die bekannten Rundschreiben *Visconti-Venosta's* zur Rechtfertigung der Occupation Roms und hart daneben den Aufruf *Garibaldi's* zur Unterstützung der Pariser Republik zu lesen. Gewiß, welchem Deutschen — man braucht kaum beschränkend zu sagen, welchem evangelischen Deutschen — muß nicht das Herz im Leibe lachen, wenn er sieht, wie nun endlich der letzte Rest der unglückseligen Schenkung *Pipin's* von der Geschichte wieder eingefordert wird. Auch das ist ein „Traum von Jahrhunderten“, den unsere wundervolle Zeit in Gr-

fällung gehen sieht, und es ist tief bedeutsam, daß es doch die Nation Luther's hat sein müssen, deren Schwertschläge heut aus weiter Ferne her die Macht des alten bösen Feindes zu Falle bringen. Auch ist es nicht anders als gerecht, daß die Herrschaft, die von jeher am meisten unter allen von frechen Lügen gelebt hat, zuletzt durch eine nicht minder freche Lüge aus dem Wege geräumt wird; aber wir beneiden die italienische Regierung wahrlich nicht, die sich dazu erniedrigt hat, wie der Küchenmeister Papst Alexander's den Borgia mit seinen eigenen Confecten zu vergiften. Gemahnt es uns nicht wirklich an die Zeiten tiefster sittlicher Entartung des edlen Volkes, die einen seiner ersten Geister zwangen, zur Rettung des Vaterlandes jede Treu- und Ruchlosigkeit dringend anzurathen, so daß noch heute, wer von politischer Niederträchtigkeit redet, als kürzesten Ausdruck — freilich ohne historische Billigkeit — den Namen des größten italienischen Politikers gebrauchen darf?

Dawider würde uns allerdings das Diritto einwenden, man könne berechnete Wünsche der Nation nicht zugleich verdammen mit den elenden Winkelzügen, welche eine ungeschickte Regierung macht, um sie ins Leben zu rufen. Ganz wohl, aber welche Vorstellung soll man sich machen von der Keife und Weisheit einer Nation, deren volksthümlicher Repräsentant denkt und redet, wie eben Garibaldi gethan? Wer könnte leugnen, daß er einer der reinsten, hochherzigsten öffentlichen Charaktere unserer Tage ist? Aber während wir ihn lieben und verehren, müssen wir mitten in aller Rührung und ohne daß ihr eigentlich Eintrag geschähe, doch auch herzlich über ihn lachen. Was er für Italien gethan, ist unberechenbar groß, so unberechenbar klein das strategische Verdienst seiner Feldzüge sein mag. Man versteht es, warum an den Wänden der Bauernhütten sein Bildniß hängt, warum aus den Rosetten der Palastrhüren sein Relieftkopf blickt, wenn auch der Staat Italien mit gleich richtigem Takte seine Zweifrankzettel mit dem Antlitze Cavour's geschmückt hat. Aber — o heilige Einfalt! — nun trägt auch er sein Bündelchen Keifigkeit herbei zu dem Pariser Scheiterhaufen, um uns Erzkaiser gegen die allein seligmachende Republik so recht gründlich zu Asche zu brennen. Wir haben immer eingestimmt, wenn man ihn einen antiken Charakter nannte. Die lächerliche Spielerei der leztverwichenen Jahrhunderte, die Helden des Zeitalters durch Beinamen aus Plutarch und Livius zu zieren, hier wäre sie einmal besser am Platze gewesen. Selbst der Wortlaut seiner Depesche an Favre und Genossen: „Was von mir übrig ist, steht zu euren Diensten; verfügt darüber!“ hat noch etwas von dem naiven Pathos, das uns in den schönen Tagen der Schulzeit die Seele schwellte. Allein man vergesse doch nicht: wem anders galt die rauhe Tugend eines Spaminondas und Camillus, eines Hannibal oder Demosthenes, als einzig dem Vaterlande? Kein Römer zumal — und an sie denken wir doch vor allem, wenn wir von politischen

Charakteren des Alterthums reden — hätte jemals für eine Idee oder gar für ein Wort im Dienste der Fremde das Schwert gezogen. Einzig um Rom willen focht Sertorius mit den Spaniern gegen Rom; nicht weil die Republik überhaupt, sondern weil die Republik in Rom zu Grunde gegangen war, nahm sich Cato das Leben. Mögen uns die Radicalen dreist die engherzige nationale Bornirtheit der Alten einwerfen, in der Praxis ist diese Bornirtheit allein richtig. Das Herz des modernen Menschen darf und soll für die ganze Welt schlagen, sein Arm jedoch nach wie vor allein für Volk und Vaterland. Alles für die Menschheit, aber alles durch die Nation! dieser Wahlspruch allein scheint uns antike und moderne Sittlichkeit zu vermählen. Daß Garibaldi in früheren Jahrzehnten, als Italien hoffnungslos darniederzuliegen schien, in den Ebenen des La-Plata gekämpft hat, mag ihm hingehen; heute aber sehen wir mit innigem Bedauern, daß der beste Held Italiens sich doch wieder nur als Condottiere fühlt, wenn auch nicht um schänden Lohn und wenn auch nur als Condotterie der — vermeintlichen — Freiheit. —

Wir haben eben jene römischen Schatten heraufbeschworen, von denen ein deutscher Romfahrer des 18. Jahrhunderts in zügelloser Begeisterung ausrief, daß ihrer einer mehr werth sei, als dies ganze Geschlecht. Er meinte, für sie sei nur Platz, wenn die göttliche Anarchie in Rom und die himmlische Wüstenei um Rom erhalten bleibe. Es waren ihm schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge? Wie nun? Die Stunde scheint gekommen, in der die heiligen Schatten wirklich den Platz räumen müssen und vorwem? Vor einem Schattenspiel an der Wand! Wir sollen es also erleben, was uns immer wie ein Traum bedünkte, ein neues plebiscitum Romanum, einen neuen Triumphzug aus Capitol, das Volk der italienischen Halbinsel will wieder vom Tiberstrand aus sich seine Gesetze geben. Das ließt sich freilich zum Malen schön, aber eben auch nur schön zum Malen. Der Schreiber dieser Zeilen wohnte vor zwei Jahren einmal in Florenz der Vorstellung eines jener culturhistorischen Ballets bei, deren unsere zugleich sinnliche und mit Bildungsbrocken übersättigte Zeit auch bei uns einige zu Tage gefördert hat. Die Pantomime, die damals täglich mit vielem Beifall wiederholt wurde, hieß „Firenze“ und stellte in einer Reihe von Bildern die großen Momente der geistreichen Toskanerstadt dar. Zum Schlusse aber verwandelte sich die Scene: man erblickte das Capitol; droben auf dem Platze thronten Papst und Cardinäle, am Fuße der großen Treppe jedoch saß trauernd die gefesselte Roma. Plötzlich brachen als Bersaglieri zierlich verkleidete Tänzerinnen herein, die Klerisei floh mit geschürztem Talare, Roma ward von den Schwesterprovinzen entfesselt und stieg mit ihnen die Stufen empor; die Bersaglieri hatten keine Verluste. Nur wer die Italiener im Theater

gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von dem Jubel machen, der im Publicum ausbrach; die Scene mußte natürlich wiederholt werden. Und sie, die so jauchzten und: „Roma Capitale!“ brüllten, waren Florentiner, die wenige Minuten zuvor die Erscheinung ihrer Dante und Machiavelli, Pier Gappone und Michelangelo beklatscht hatten. Mir nun war's dieser Tage, wenn ich die Depeschen aus Italien las, als hätt' ich das alles genau schon einmal gelesen, als säß' ich noch immer im Politeama Vittorio Emanuele in lauer Sommernacht unter freiem Himmel, mein Auge an der Farbenpracht jener unschuldig heiteren Bilder ergötzend. Das Programm des Theaterzettels wird ja nun erfüllt; mit welchen Gefühlen aber wird dies Volk bald nach Hause gehen von der Bretterbude, an die es seinen letzten Groschen und, was schlimmer ist, den Rest seiner geistigen Tagesfrische gewandt hat? Schlafengehen und träumen von römischer Herrlichkeit, soll das, darf das der Ausgang sein des großen Tagewerks der italienischen Einheit?

Wir haben unverhohlen unsere Freude über den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes geäußert, wir müssen ebenso offen und entschieden erklären, daß wir die Erhebung Roms zur Hauptstadt des Königreichs für einen schweren politischen Fehler halten, nicht aus jener kindischen und zugleich frevelhaften Angst des enthusiastischen Touristen, daß nun die Romantik der messertragenden Banditen und der fieberschwangeren Ginöden verschwinden werde. Das wäre noch so ein Römerwerk, wenn man den Anbau in die Campagna und die Staatsfurcht in die Berge der Aequer zurückführte! Aber leider hat man solche Umwälzungen vorerst am wenigsten von dem heutigen Italien zu befahren. Vielmehr gerade als Feinde aller Romantik sind wir Gegner des Königthums auf dem Capitol. Man müßte lachen, wenn etwa heute noch einer unserer Landsleute Frankfurt für die beste Hauptstadt des einigen Deutschlands erklärte, allein ich weiß nicht, ob die Schwärmeret für den Kaisersaal im Römer ganz so lächerlich wäre, als die für den capitolinischen Palast. Die Frankfurter Erinnerungen reichen doch noch in einer Art von Leben bis in die jüngst glücklich begrabene Vergangenheit herein. Die Befreiung des heiligen Grabes der alten Roma dagegen kann man durchaus nur mit dem Phantasma der Kreuzzüge vergleichen. Es ist bezeichnend, daß gerade im Zeitalter des heiligen Bernhard sich das sogenannte römische Volk in der phrasenhaftesten aller Revolutionen, der von 1143, zur Wiederherstellung des Senats und ähnlicher Tertianerideen erhob. Von gleichem Werthe war die Politik des Tribunen Rienzi, mit dessen Reden die Proclamationen Garibaldi's eine gewisse Familienähnlichkeit verrathen.

Rom ist keine politische Stadt und ist es seit anderthalb Jahrtausenden

nicht mehr gewesen; es ist ein katholisches Mekka und zugleich ein Museum für die gebildete Menschheit, wie das Berner Oberland eine Sommerwohnnug für sie abgiebt. Wie kann ein nationales Parlament tagen inmitten einer stumpfen Bevölkerung, die keine Zeitungen liest, bei der statt vaterländischer Heldengeschichte nur die Legende localer Heiliger im Schwunge ist, deren mächtigste Herzenserregungen durch die Entscheidungen der großen Zahlenlotterie hervorgerufen werden? Darf eine Bürgerschaft bestimmend auf ein großes Land einwirken, deren wichtigste Industrie aus Fremdenführung, Modellstechen und Antikenfabrikation besteht? Italien ist an großen und prächtigen Städten reich; Turin, Genua, Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und Palermo; keine ist der anderen gleich; der Begriff Italien würde verlieren, dächte man eine von ihnen hinweg. Im französischen Sinne ist keine unter ihnen die Hauptstadt, ja sie dünken sich, Dank ihrer reichen Geschichte und dem edlen Municipalstolze des Volkes, der bis in die kleinsten Gemeinwesen hinein lebendig ist, einander so völlig ebenbürtig, daß keine der andern den Vorrang gönnen würde, außer eben dem einzigen Rom. In eine definitive Verlegung der Regierung nach Florenz hätten die wackeren Turiner doch schwerlich gewilligt; trotzdem läßt sich leicht zeigen, daß Florenz die allein vernünftige Hauptstadt des heutigen Italiens ist. Daß von dem verkommenen Neapel trotz seines Volksreichtums, und daß von Palermo die Rede nicht sein kann, versteht sich von selbst. Der ganze Süden einschließlich des römischen Gebietes muß hier so gut wie bei uns oder in den Vereinigten Staaten eine Zeit lang mindestens unter Obhut und Zucht des weiter und kräftiger entwickelten Nordens gestellt werden. Nun mag Turin mehr politische Tüchtigkeit, Mailand mehr Gewerbefleiß und Reichthum in sich bergen, als Florenz; trotzdem spricht ihre excentrische Lage — um derentwillen an Venedig und Genua erst gar nicht zu denken ist — entschieden gegen ihre Wahl. Bologna will selbst nicht mehr sein, als eine wohlhabende und bedeutende Provinzialhauptstadt. Florenz allein ist ebenso vortrefflich gelegen, wie voll rührigen Lebens, seit mehr als einem halben Jahrtausend in jeder Beziehung die geistige Capitale der Halbinsel, kein Trümmerhaufe, sondern aufrecht stehend in der rüstigen Schönheit seiner Paläste, zum Schmucke einheimischer, nicht herabgestellter Kunst.

Sonderbar, in was für Verlegenheiten die Nationen heut gerathen! Die einen fahnden auf Dynastien, die andern auf Hauptstädte. Die Italiener aber suchen unseres Bedünkens am hellen Tage mit der Laterne; sie mißachten, was sie haben und jagen nach einem Schatten; sie übersehen die einzige unüberspringliche Klust, welche die Geschichte kennt, die zwischen der antiken und der christlich-modernen Welt, sie vergessen, daß in der letzteren

Rom nie einen nationalen, sondern stets einen internationalen und antinationalen Charakter gehabt hat.

Wir haben bisher von Rom gesprochen, ohne des Papstes zu gedenken, und gesehen, daß auch in dem unwahrscheinlichen, ja fast undenkbar Falle, daß er hinauszüge oder hinausgeworfen würde, Rom eine schlechte Hauptstadt abgäbe. Wenn er nun aber bleibt — und es ist dabei einerlei, ob man ihn mit seinen Priestern in der Leonina internirt, was doch stark an die Judenviertel des Mittelalters erinnert —, wenn er bleibt, so eröffnet sich eine Fernsicht von Schwierigkeiten, die wir wenigstens gar nicht abzusehen vermögen. Will man die Erfahrung des Mittelalters noch einmal machen, sollen nun im engsten Raum das geistliche und das weltliche Schwert noch einmal auf einander stoßen? Wir haben oben den Romzug Italiens mit den Kreuzfahrten verglichen: der Geschichtskundige weiß, daß die Krone der Balduine von Jerusalem vornehmlich über dem Hader der allzu nah bei einander angesiedelten kirchlichen und politischen Gewalten verloren gegangen ist.

a/D.

---

### Künftige Verfassungsfragen. Correspondenz aus Baden.

Mit demselben Eifer, und sagen wir es gleich, mit derselben Besonnenheit, mit welcher sie die Zurückweisung des welschen Angriffs unternahm, geht die Nation an das Werk der staatlichen Einigung von Norden und Süden. Früheres Mißgeschick ist nicht vergessen, die Gunst des Augenblicks soll nicht zum zweiten oder dritten Mal versäumt werden. Wie anders schicken wir uns heute an, Hand an Errichtung des deutschen Staates zu legen, unter wie ernsteren zwingenden Umständen sind wir freilich auch angewiesen, es zu thun! Könnte der Augenblick ungenutzt oder nicht völlig genutzt verstreichen, welche Folgen müßte dies haben? welcher neue weltgeschichtliche Anlaß sollte uns befähigen, die Lösung der deutschen Frage entscheidend anzufassen?

Der deutschen theoretischen Neigung entsprechend tritt der organisatorische Gesichtspunkt in den Vordergrund. Wie Regierung und Vertretung des neuen deutschen Bundes beschaffen, wie sie genannt sein sollen, beschäftigt viele Köpfe und die alten Wünsche nach dem deutschen Reiche werden wieder laut. Ist es doch, als ob der romantische Schimmer jenes vergangenen Staatsgebildes so lange seinen verlockenden und trügerischen Zauber bewahren sollte, bis die gerechten Ansprüche der Nation auf staatliche Zusammen-